

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wittbauer.

251

Sonnabend, den 17. December 1842.

## Die Ballschuhe.

Erzählt von Dr. Woldemar Seyffarth.

Das Städtchen Sodbury unweit Bristol war in großer Bewegung. Officiere in rothen Röcken und weißen Beinleidern durchzogen die Straßen und junge und ältere Damen schillerten in allen Farben des Regenbogens. Es war der Geburtstag der Königin Victoria, der erste seit ihrer Thronbesteigung, und im Hotel zum „Drachen“ gab das Officiercorps der Elite der Einwohner und sich selbst ein stattliches Frühstück und die Elite der Einwohner dem Officiercorps und sich selbst einen glänzenden Ball. Lange waren so viele Blumen und Bänder nicht gekauft worden; die Atlaschuhe hatten zwanzig Procent aufgeschlagen; um vom Schlafe nicht überwältigt zu werden, tranken Pug- und Kleidermacherinnen grünen Thee, und die letzte Ladung des Londoner Kärners bestand in Schachteln und Pappenkästen. Auch der schönen Clara Rivers hatte er den Ballanzug gebracht, weißen Aërophane über weißen Atlas und einen Kranz weißer Rosen für das dunkelbraune Haar.

„Köstlich! Himmlisch!“ rief Clara nach sorgfältigem Beschauen des auf ihrem Bettchen ausgebreiteten Anzuges. „Aber die Schuhe, Sarah, wo sind denn die Schuhe?“ fragte sie hastig, und eine Wolke verdüsterte die heitere Stirn.

„Haben Sie keine Angst wegen der Schuhe, Miß,“ antwortete Sarah, „ich kenne Dixon, und Dixon würde sich lieber die ganze Hand oder den kleinen Finger abschneiden, ehe er eine Dame im Stiche ließe.“

„Recht gut, Sarah, recht gut; aber wo sind denn die Schuhe?“

„Sie waren noch in der Arbeit, als der Kärner von London fortfuhr,“ berichtete die Jose, „aber Dixon läßt mündlich sagen, er werde sie durch die heutige stage-coach schicken. Nun ist's jedoch Zeit, Miß, daß Sie sich zum Frühstück ankleiden; es ist wahrhaftig schon zehn Minuten über zwölf.“

Auf der Stuhllehne hing die seidene Pelisse von zarter Lavendelfarbe; daneben lag der Hut von blasrosa Crepp, und wie Clara im Spiegel die Straußfeder über die linke Schulter schwancken sah, vergaß sie ihre Angst und ihre Schuhe. Als sie bald nachher am Arme der Mutter die Straße hinabging, sagte die Mutter: „Vor Allem Eins, Clara; sey vorsichtig, gib dem Major

Water ton keine Gelegenheit sich von dir beachtet zu glauben, denn ist auch Arthur abwesend, so kannst du doch gewiß seyn, irgend ein gütiger Freund würde es ihm rasch genug melden, und ihn das unruhig machen. Außerdem schickt es sich nicht, und ob Arthur es erfährt oder nicht, gleichviel, es schickt sich nicht, du darfst es nicht thun.“

„Ja, ja Mutter, ich will auch nicht,“ antwortete Clara, „nur lassen Sie uns davon schweigen; er ist nahe hinter uns.“

„Wer?“

„Der Major,“ flüsterte Clara, deren schnelles Auge schon beym Herausstreten auf die Straße ihn in einiger Entfernung warten gesehen, und die, ohne den Kopf zu wenden, überzeugt war, daß sein Säbel es sey, der auf dem Pflaster schleifte, und seine Sporen, die sie klirren hörte. Und so war es. In der nächsten Minute bot Major Water ton Mutter und Tochter den Arm, und bat um die Ehre, sie zum Frühstück zu führen. Das ließ sich nicht abschlagen, und obgleich Clara keine Idee hatte, die Artigkeiten des Majors anzunehmen, oder irgend etwas zu thun, was der ihrem Bräutigam, Arthur Henley, gelobten Treue zuwiderlaufe, so stimmten doch sämtliche Damen, und mit ihnen mehrere Herren beym Frühstücke dahin überein, daß Clara's Heiterkeit, ihr Lächeln, ihre Antworten, ihre leuchtenden Augen, ihre heißen Wangen einen böshaften Arawohn rechtfertigen, oder es einigermaßen erklären würden, warum sie so besonders reizend und der Major so besonders aufmerksam, es aber jedenfalls ein Glück sey, daß Arthur Henley nicht zugegen wäre, den Spaß zu verderben.

Sobald das Frühstück vorüber, und die Gesellschaft sich trennte, geleitete der Major seine Damen nach Hause und schlenderte dann zurück in das Drachenhotel, die Londoner stage-coach ankommen zu sehen. Unter den sie bereits Erwartenden gewährte er Sarah, und im Vertrauen auf die alte Maxime, daß der Weg zur Gebieterinn durch den Mund der Jose gehe, nähete er ihr und fragte, ob sie des Bräutigams harre?

„Nein, Herr Major,“ erwiderte Sarah, „erstens habe ich keinen Bräutigam, zweitens wünsche ich mir keinen, und drittens warte ich auf ein Packet aus London für Miß Rivers.“

So knüpfte sich das Gespräch an, das bis zur Ankunft der stage-coach fortgesetzt wurde. Aber wehe! wie viele Packete und Packetchen der Wagen auch brachte, für Miß Rivers brachte er keins. Sarah konnte es nicht glauben; es schien ihr unmöglich, daß irgend ein christlicher Schuhmacher, geschweige der humane, von ihr empfohlene Dixon, so barbarisch grausam seyn könne. Vergebens wiederholte der Kutscher, daß er kein Packet für Miß Rivers habe; Sarah wiederholte eben so bestimmt, er müsse eins haben, erfaßte jedes, das er vom Wagen langte, und achtete weder das Gelächter der Umstehenden, noch manche anzügliche Redensart. Endlich, als die letzte Hoffnung geschwunden, rief sie in bitterer Verzweiflung: „Was will Miß Clara nun anfange?“

„Erwarteten Sie etwas, das vielleicht heute Abend gebraucht wird?“ fragte theilnehmend der Major.

„Und wie gebraucht wird!“ betonte Sarah; „die Ballschuhe sind's, ein Paar weiße Atlaschuhe, die Miß Rivers erwartet. Ich konnte unmöglich zugeben, daß Miß Rivers sie hier im Orte bestellte. Smithson ist der geschickteste hiesige Schuhmacher, aber so ungeschickt, daß er selbst für mich ferner

nicht arbeiten soll. Also empfahl ich den berühmten Dixon in London, und schon vor vierzehn Tagen schickten wir ihm einen Probeschuh. Was für ein Ungeheuer der Mann geworden seyn muß, seit ich ihn nicht gesehen! Schickt die Schuhe nicht, und schreibt auch nicht einmal.“

„Ganz abscheulich!“ versetzte der Major; „und Sie zweifeln, daß hier im Orte ein Paar solche Schuhe zu bekommen sind?“

„Zweifeln, Herr Major? Ich weiß es bestimmt, nicht für Geld noch gute Worte. Meine arme unglückliche Miß! Wie fürchterlich sie sich getäuscht sehen wird!“

„Meinen Sie wirklich?“

„Meinen, Herr Major? Ich sollte denken, ich muß es meinen. Ein weißes Kleid, ganz weiß, und weiße Rosen auf dem Kopfe, und keine weißen Schuhe!“

„Die Sache läßt sich arrangiren,“ bemerkte der Major; „eben hat's Bier geschlagen, können Sie mir einen Schuh von Miß R i v e r s verschaffen, aber einen, der genau paßt?“

„In zwey Minuten,“ versicherte Sarah.

„Ich gebe Ihnen fünf,“ lächelte der Major, „und auch da müssen Sie fliegen. Also rasch einen Schuh.“

„Aber wie, Herr Major, wie wollen Sie —“

„Von dem Wie, wenn Sie den Schuh bringen. Sie haben bloß noch vier Minuten.“

Sarah eilte fort, und der Major bestellte eine Chaise mit vier Pferden. Sie stand angespannt, als Sarah den Schuh brachte. „Melden Sie Miß Rivers,“ sagte der Major, indem er, den Schuh in der Hand, einstieg, daß sie um acht oder spätestens halb neun ein Paar weiße Atlaschuhe haben soll, dafern solche, der Probe gemäß, in Bristol aufzutreiben sind.“

„In Bristol!“ eiferte Sarah. Aber ihr Ausruf des Staunens und der Bewunderung verslog in die Lüste. Fort donnerte der Postillon, und ehe sie sich besann, ob sie träume oder wache, waren Pferde und Wagen zur Stadt hinaus. „O du meine Güte! das heißt ein Herr!“ murmelte sie auf dem Heimwege.

„Keine Schuhe!“ rief Clara der Eintretenden entgegen.

„Das heißt,“ versetzte Sarah, und ihre Augen blitzten, „Dixon, das Ungeheuer, hat keine geschickt, — demungeachtet sollen Sie welche haben, und welche, die genau passen, wenn Sie anders, was nicht zu zweifeln steht, in Bristol aufzutreiben sind.“

„In Bristol? und wer soll sie bis zur Ballzeit aus dem meilenweiten Bristol holen?“

„Major Water ton,“ antwortete Sarah, mit triumphirendem Blicke, „eben ist er darnach fort in einer vierspännigen Chaise, und fort wie der Blitz.“

(Die Fortsetzung folgt.)

### Was hängen soll, ertrinkt nicht.

Aus den Erinnerungen eines Seeofficiers.

Es war ein schöner mond heller Abend und so warm, daß die Schiffsmannschaft in Gruppen fast ganz unbedeckt und ohne Decken auf dem Verdecke

lagen. Einige von den Officieren vertrieben sich die Zeit mit Lesen, welches ohne Anstrengung der Augen geschehen konnte, da das Licht sehr hell und rein war, und bey der völligen Windstille das Schiff nicht die geringste schwankende Bewegung machte. Hier und da horchten die Matrosen den wunderbaren Erzählungen eines erarauten Seemannes vom „fliegenden Holländer“ und andern abenteuerlichen Sagen, während vom andern Ende des Verdeckes her munterer Gesang und lautes Gelächter erschallte. Einige Officiere und Seecadetten gingen scherzend und plaudernd auf und ab, blieben auch wohl dann und wann stehen, um den Historien auf dem Vorderdeck zuzuhören.

Tags zuvor hatten wir Port Royal, auf der Südseite von Jamaika, verlassen; unsere Fahrt ging der Mündung des Amazonenflusses zu, und wir befanden uns eben zwischen den kleinen Inseln Mont-Serrat und Guadeloupe. In der Entfernung waren die weißen Mauern des Städtchens und Forts Guadeloupe deutlich sichtbar. Ich stand mit dem Fernglase in der Hand und betrachtete das entgegengesetzte Ufer, dessen Einförmigkeit nur durch einige Selavenhütten und lose Steinhaufen, welche hier und da über dem Grabe eines verunglückten und ans Ufer geschwemmten Seemannes aufgethürmt waren, unterbrochen wurde. Ich war eben im Begriff mein Fernglas einzustecken und mich zu den Übrigen zu stellen, als der alte Jack Transom, der Unterbootsmann, zu mir heran trat und mich um das Fernrohr bat. Er schaute einen Augenblick nach dem Ufer hin. „Wahrhaftig,“ rief er, „da hängt er noch; die alten verrosteten Ketten und ausgetrockneten Knochen rasseln in der stillen Luft, als ob ein frischer Seewind hindurch bliese.“

„Was ist das?“ fragte ich, hastig das Glas ergreifend und es in der von dem Alten angedeuteten Richtung haltend. Nach einigem Suchen entdeckte ich den Gegenstand, der ihm den mir anfangs räthselhaften Ausruf entlockt hatte. In einiger Entfernung von der Stadt stand auf dem weißen Gestade ein hoher Galgen, und an demselben hing in Ketten ein hellschimmerndes Skelett. Ich machte damals meine erste Seereise, und jeder ungewöhnliche Anblick machte einen tiefen, erschütternden Eindruck auf mich. Mit Schauder betrachtete ich die im Lichte des Vollmonds glänzenden Gebeine, und trotz der völligen Windstille und der nicht unbeträchtlichen Entfernung kam es mir vor, als ob sie, wie der alte Bootsmann sagte, von einem frischen Seewinde geschüttelt würden. In wenigen Augenblicken hatte sich eine Gruppe um den Alten gebildet, denn Jedermann wußte, daß er eine von seinen wundersamen Erzählungen aufzischen würde, und alle Umstehenden horchten mit eben so gespannter Erwartung, wie die Morgenländer den Abenteuern des Kalifen Harun al Raschid oder des Matrosen Sindbad zuhören.

„Es mögen beynabe vierzig Jahre seyn,“ begann der alte Jack, indem er ein Endchen ächten Virginatabak in den Mund schob, „als ich jenen schwarzen Galgen zum ersten Male erblickte. Ich war damals noch ein Selbschnabel (mit einem lächelnden Seitenblick auf mich), es war das erste Mal, daß ich Westindien sah, und das zweyte Mal, daß ich überhaupt Seewasser roch. Es war eine finstere stürmische Nacht, der Nordwestwind trieb uns zehn Knoten in der Stunde durch diesen nemlichen Canal, und wir hofften bey Sonnenaufgang die Sandbänke im Rücken zu haben. Alle Hände waren auf dem Verdecke mit dem Einziehen der Segel beschäftigt, denn der Wind wurde immer heftiger und der Hauptmast krachte laut. Da rief auf einmal die Wache oben im Mastkorbe: „Ein Segel! Steuer seewärts!“ aber kaum waren die Worte herunter gerufen, so fuhren wir auch schon auf das zu spät avisirte Schiff. Unser Bugspriet zerbrach in Stücke, und das vordere Takelwerk zerschellte wie Glas; aber noch schlimmer erging's dem Schiffe, mit welchem wir zusammengestoßen waren. Es war klein, und ging nur 7 Fuß im Wasser, während wir beynabe 15 Fuß tief gingen. Wir fuhren darüber hin, als ob es nur ein Spielzeug gewesen wäre; denn an Stillhalten war nicht zu denken. Trotz der hohen See ward ein Boot hinabgelassen; Breter und Tonnen wurden über Bord geworfen, damit Alle, die etwa noch lebendig wären, sich retten könnten. Wir hörten in der That ein lautes Geschrey, welches indessen immer schwächer ward. Sogleich beorderte der Capitän vier Mann in das Boot, mit dem Befehle, dasselbe an die Küste zu führen, wo wir am Morgen ebenfalls anlegen wollten.

Bev Tagesanbruch, wo der Wind etwas nachgelassen hatte, steuerten wir nach jener Bucht dort, wo die Anker ausgeworfen wurden. Zu unserer Freude wurden wir von den Unfrigen am Ufer begrüßt. Es wurde sogleich ein zweytes Boot abgeschickt, worin auch ich mich befand. Das erste Boot war in der Dunkelheit dem Hülfseruf zugeeilt; endlich hatte man einen Mann gefunden, der sich an einem großen Brete hielt, aber von der langen Anstrengung beynabe erschöpft war. Die Mannschaft hatte ihn eingenommen und ans Ufer gebracht. Der Gerettete war fast ganz bewusstlos und konnte kein Wort reden, er ward also in das nächste Haus gebracht und sorgfältig gepflegt.

Das Haus gehörte aber zufällig dem Gouverneur, der den Mann auf den ersten Blick erkannte und ins Gefängniß setzen ließ; es fand sich, daß wir mit aller unserer Mühe den armen Schelm nur vom Ertrinken gerettet hatten, um ihn dem Galgen zu überliefern; denn durch Zeugen, welche ihn zuvor gesehen hatten, und durch Schiffstrümmer, welche ans Ufer getrieben wurden, ward bewiesen, daß es kein Anderer als ein Seeräuber sey, dessen Mordthaten Niemand zu zählen vermochte. Er war schon zweymal gefangen worden, aber jedesmal wieder entwischt. Der Gouverneur, um recht sicher zu gehen, befahl ihn gleich an demselben Tage aufzuknüpfen. — Auf dem Schiffe war's ein paar Tage aus mit dem Lachen und Scherzen, denn wir Alle machten uns stille Vorwürfe, und wir wünschten, es möchten ihn lieber die Fische gefressen haben, als daß er am Ende den Landratten in die Hände fallen mußte. — Der Leichnam ward bald nach der Hinrichtung abgenommen und in Ketten aufgehängt, als Warnungszeichen für alle Seeräuber. Ich bin nachher oft hier durchgesehelt, aber noch nie habe ich vergessen, nach dem schwarzen Galgen und dem weißen Gerippe des Piraten zu schauen, der nur aus dem Wellengrabe gerettet ward, um gehängt zu werden.“

### Musikalisches Allerley.

Von der Biographie universelle des Musiciens ist der siebente Band erschienen. Das gelehrte Werk des Hrn. Fetis hat ein zeitgemäßes Interesse. In unsern Tagen hat die Musik einen unerhörten Aufschwung genommen, und wir können stolz darauf sehn. Nur gute Menschen freuen sich der Musik! Zwar haben wir zugleich die Unzahl Virtuosen zu erdulden; das ist freylich schlimm; das Publicum ist aber selbst Schuld. Ist es doch beynabe einträglich, in Deutschland wenigstens, sich ein Jahrzehend darin zu üben, die Finger auf dem Clavier tanzen zu lassen, als die schönsten Opern zu componiren. Hiermit sind die Sänger nicht gemeint, aber dennoch ist es arg, daß ein Tenor in Frankreich heut zu Tage mehr verdient als die Marschälle zusammen. Bekam doch die Pasta in ihren alten Tagen für ihre Reise nach Petersburg nicht weniger als 200,000 Franken. Mad. Malibran wurde in einer Saison für 24 Vorstellungen mittelst der Kleinigkeit von 2775 Pfund Sterling (28,000 fl. C. M.) engagirt, außerdem hatte sie zwey Beneficevorstellungen, welche auf 50,000 Franken geschätzt wurden. In demselben Jahre (1835) sicherte man ihr zu Mailand für 185 Vorstellungen 420,000 Franken zu. Im folgenden Jahre bekam sie für 20 Vorstellungen 60,000 Franken, und als sie ein Nervenfieber so schnell dahin raffte, hatte sie für 600,000 Franken Engagements! Seit 1831 bezieht Rubini jährlich 200,000 Franken, und da er sparsam lebt, hat er sich bereits ein Vermögen von 2½ Millionen zusammengetrillert. Die klingende Münze hat ihren Reiz; Ehre und Ruhm haben ihren Werth. Auch in dieser Hinsicht ist der gefeyerte Künstler zu beneiden. Bologna ließ eine Büste der Malibran in Marmor fertigen, und als sie nach Venedig kam, blieb keine Gondel zu Hause. Der Andrang der Neugierigen war so groß, daß die Künstlerin in Lebensgefahr gerieth, und, um nicht erdrückt zu werden, sich in die Marcuskirche flüchten mußte. Der Virtuose steht beyde

Welken zu seinen Füßen. Nur in Frankreich hat man dem Cuthuſasmus von oben herab Schranken geſetzt. Rubini hat man das Ehrenkreuz verweigert. Das biographiſche Werk des Hrn. Fetis iſt vielleicht zu vollſtändig. Wer nur eine Sonate geſchrieben, wer leidlich Fagott geblaſen, findet ſeine Stelle darin. Selbſt der Gott Pan kommt darin vor. Der Gott ſteht eben nicht im Geruche der ſtrengſten Moralität, aber in der Muſik hat er Epoche gemacht durch die Erfindung der nach ihm benannten Flöte. Dem Jupiter leiſtete er im Kriege gegen die Titanen gute Dienſte; er ſtieß ſo ſchrecklich in ſein Horn, daß die Ungethüme davon liefen. Nero, der gekrönte Lautenſpieler, iſt nicht vergeſſen; auch Ludwig XIII., König von Frankreich, kommt in der Reihe der Tonſetzer vor; er componirte ein vierſtimmiges Lied: „Tu crois, o beau soleil.“ Der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, ſchrieb zwey Oern: „Hypermnestre“ und „Panthée“ mit Hülfe eines ziemlich obſcuren Tonſetzers, Namens Gervais.

Unter den gleichzeitigen Meiſtern nennen wir bloß Roſſini. Er wurde 1792 geboren. Sein Vater war ein armer Teufel, der als Waldhorniſt bey einer wandernden Truppe ſtand, zog mit dieſer durch Italien, bey Wind und Wetter, bey Froſt und Sonnenbrand. Der kleine Roſſini trabte bis zum zwölfſten Jahre hinter ſeinem Vater her, und blies die zweyte Stimme auf dem Horn; er zeigte einige Fertigkeit, und man konnte hoffen, einen brauchbaren Meiſter al Cimbalo aus ihm zu machen. Aus Gnade und Barmherzigkeit ward er im Lyceum von Bologna aufgenommen, wo er ſchnelle Fortſchritte machte. In ſeinem ſechzehnten Jahre ließ er eine Cantate von ſeiner Compoſition aufführen, im achtzehnten ſchrieb er ſeine erſte Oer. Im Jahre 1812, noch vor erreichter Großjährigkeit, ſchrieb er in einem Jahre fünf große Oern für fünf verſchiedene Bühnen. Einen europäiſchen Ruf gaben ihm „Tancredi“ und „L'Italiana in Algeri.“ Von da an folgten ſeine Compoſitionen emander mit unbegreiflicher Schnelligkeit. Die laue Aufnahme, welche ſeine „Semiramide“ 1823 fand, verletzte des Künſtlers Selbſtgefühl. Er ging nach Paris, wo er ſich nicht lange aufhielt, von da nach London, wo er ſich durch Concerte und Unterricht in fünf Monaten 250,000 Franken verdiente; das macht 1700 Franken per Tag. Nach Paris zurückgekehrt, übernahm er die Direction des italieniſchen Theaters. Er war ein ſchlechter Verwalter, und führte in einem Zeitraum von drey Jahren die Anſtalt ihrem Ruine entgegen. Er trat ſeine Stelle ab. Um ihn zu entſchädigen, ernannte man ihn zum Generalinſpector des Gefanges und zum Intendanten der königlichen Kammermuſik; für beyde Stellen bezog er 20,000 Franken jährlich, die er nach der Julyrevolution verlor. Dem abgeſchloſſenen Contracte gemäß, verlangte Roſſini eine Penſion, welche man ihm verweigerte; es kam zum Prozeß, der zu ſeinen Gunſten entſchieden wurde. Unterdeſſen wohnte er in einem Dachſtübchen im Gebäude des italieniſchen Theaters. „Er ſey ruiniert,“ ſagte er, „er müſſe ſich einſchränken;“ es war aber allgemein bekannt, daß er ein ſchönes Vermögen beſaß. Sehr hohe Perſonen ſuchten ihn hier auf, und mehr als einmal kletterte Don Pedro, der Kaiſer von Braſilien, die Leiter hinauf, die zu ſeiner Manſarde führte.

Im Jahre 1829 ließ Roſſini „Wilhelm Tell“ aufführen, und warf dann die Feder weg, auf immer, wie es ſcheint. In ſeinem ſiebenunddreyßigſten Jahre betrachtete er ſeine muſikaliſche Laufbahn als geſchloſſen. Hierauf kehrte er nach Italien zurück, wo er abwechſelnd zu Bologna und Mailand lebt, mit ſich ſelbſt und Andern unzufrieden. Die Zahl ſeiner Oern beläuft ſich auf achtundvierzig, mit Einſchluß von „Sigismando;“ dieſe Partitur hat die Ehre, die ſchlechteste zu ſeyn,

die er geschrieben; sie wurde schmähslich angepöfien. Der Maestro hatte sich über ihren Werth nicht getäuscht. Am Morgen der ersten Vorstellung entschuldigte sich der Director des Theaters, daß er ihm ein so schlechtes Libretto gegeben. „Trösten Sie sich,“ erwiderte Rossini, „ich habe es wohl gemerkt; allein ich habe dafür gesorgt, daß meine Musik nicht dagegen absteche.“ Manche behaupten, „Robert der Teufel“ und die „Hugenotten“ hätten Rossini bewegen, die theatralische Laufbahn zu verlassen; er soll sich sogar in einem Anfälle böser Laune geäußert haben, er werde nicht nach Paris zurückkommen, bevor die Juden mit ihrem Sabbath zu Ende wären.

Ehe noch Meyerbeer so berühmt geworden, stand er mit Rossini im besten Vernehmen. Im Jahre 1825, als die erste Vorstellung des „Crociato“ vor sich gehen sollte, fand folgende Wette zwischen beyden Tonsetzern Statt: Meyerbeer schien besorgt. Man hatte ihm den Saal in der großen Oper nebst den Chören überlassen, obgleich die Soli von Italienern gesungen wurden. Bey einer der letzten Proben sagte Rossini zu ihm: „Nun, Sie bereiten sich einen schönen Triumph vor.“ — „Unter uns, amico caro,“ versetzte Meyerbeer, „ich fürchte, daß ich durchfalle; ich möchte wohl wetten.“ — „Oy was, Sie wollen scherzen, ich wette das Gegentheil.“ — „Sie?“ — „Mein Ehrenwort.“ — „Wollen Sie hundert Louisd'or?“ — „Es gilt.“ — „Auf morgen Abend also.“ — „Auf morgen Abend.“ — Am Tage der Vorstellung hatte Rossini einen Sperrfing auf dem Balcon der großen Oper. Er war gegen seine Gewohnheit elegant gekleidet, trug ein weißes Jabot und gelbe Handschuhe; man hatte ihn noch nie in einem so splendiden Aufzuge erblickt. Bey jedem Stücke applaudirte er, und das Publicum machte es ihm nach. Das Schicksal des „Crociato“ blieb keinen Augenblick zweifelhaft. Den andern Morgen sandte ihm Meyerbeer die hundert Louisd'or nebst einem Dankesagungsschreiben.

### Notizenblatt.

Mainzer über Musikpflege in österreichischen Stiften. In der „Musical Times,“ welche Mainzer, der berühmte Gründer der Volksmusik in Frankreich und England, seit Kurzem herausgibt, kommt folgende Angabe über Musikpflege in österreichischen Stiftern vor: „In den Schulen, welche zu den österreichischen Stiftern und Klöstern gehören, bildet die Musik einen eben so stehenden und obligaten Unterrichtsgegenstand, als die classischen Sprachen und andere Gegenstände. In manchen österreichischen Stiftern nehmen am Choralgesang außer den gewöhnlichen Choristen in der Regel auch die Studierenden, die Novizen und Professoren Theil. In den an der Donau gelegenen Stiftern wird jede Art von Tonkunst geübt und cultivirt. Mozart's und Haydn's Instrumentalwerke werden allda mit einer Genauigkeit und Vortreflichkeit ausgeführt, wie kaum in irgend einem der Gesellschafts- und Concertsäle der Kaiserstadt. Die Klostergeistlichen versammeln sich zu verschiedenen Malen in der Woche, um diese Tonschöpfungen auszuführen, und sie beschränken sich dabey keineswegs auf die beyden genannten unsterblichen Meister, sondern ihr Repertoire wechselt auch mit Beethoven, Weber, Spohr, Hummel, Romberg, Maysecker, Ries und Fesca ab. Aber auch mit den außerordentlichen Tonschöpfern älterer und neuerer Zeit sind sie

wohl vertraut und führen die Schöpfungen der Boucherini, Biotti, Rode, Vaillot u. A. aufs Trefflichste und Geschmackvollste aus.“ 3.

Projectirte Telegraphenlinien in England. Bis zur Stunde ist in ganz Großbritannien nur eine Staats-telegraphenlinie und eine solche Privatlinie vorhanden, und es gehört dieser Mangel zu den mancherley Unbegreiflichkeiten und Seltsamkeiten, denen man in England begegnet. Auf der einen Seite der allerraffinirteste Comfort und ein Getriebe in einander greifender Einrichtungen, auf der andern eine fast unerklärliche Unbehülflichkeit und ein sichtbares Zurückbleiben hinter den sonstigen eigenen Fortschritten. Eines merkwürdigen Umstandes dieser Art im Londoner städtischen Wesen ist kürzlich in diesen Blättern bey Erwähnung der Metropolitan Improvement Society gedacht worden. Die eben angeführte Regierungstelegraphenlinie besteht zwischen dem Admiraltätsgebäude zu London und Portsmouth, die Privatlinie ist die sogenannte Watson'sche, die zwischen London und Dover correspondirt, und von welcher die Admiralität selber die sie angehenden Nachrichten erhält. Es ist nun im Werke, mehrere ämtliche Telegraphenlinien anzulegen, worunter eine sich bis über Falmouth, Plymouth u. s. f. bis Land's-End erstrecken und solchergestalt das ganze Littoral des brittischen Canals umfassen soll. Von dem äußersten Puncte dieser an 290 englischen Meilen langen Strecke bis zum andern sollen die Nachrichten bey günstigem Wetter binnen 9 oder 10 Minuten gelangen. In der Mittheilung des Londoner „Morning Herald,“ woraus vorstehende Angaben geschöpft sind, kommt ein gar arger Schnitzer vor. In Oesterreich, heißt es nemlich darin, gibt es Telegraphenlinien, welche das Reich von einem Ende zum andern durchziehen, von Triest und Venedig am adriatischen Meerbusen bis nach Wien und ans baltische Meer! ? 8. M.

Meeresströmungen. Ohne des bekannten Golfstromes zu gedenken, der zwischen Europa und Amerika eine nördliche Richtung nimmt und in seiner Natur noch nicht genugsam erschöpft und erläutert ist, reden wir hier von den weniger bekannten Strömungen, welche zwischen Amerika und Afrika Statt finden, und die keineswegs, wie manche andere Seeströmungen, bloße Wirkungen von Winden sind. Wir finden hierüber in Wilkes' Synopsis of the Cruise of the United States Exploring Expedition during the Years 1838—1842 die folgende interessante Angabe: „Man hat unter dem Äquator eine Schichte Wasser gefunden, welche 23 Grad kälter als die Oberfläche, und 10 Grad kälter als nördlich oder südlich desselben war; wodurch man sich zu glauben veranlaßt fühlte, daß es einen submarinischen Strom gebe, welcher den atlantischen Ocean gegen Süden hinfließt, und denselben Gesetzen zu gehorchen scheint, welche die atmosphärischen Strömungen regieren.“ Wir erlauben uns hier nur zu bemerken: Wenn dieser untermeerische Wasserzug seine Richtung auf ähnliche Weise gegen Süden nimmt, wie der bekannte Golfstrom gegen Norden, und beyde ihren Urquell in der Nähe der Linie haben, so kann ja eben in dieser Lage der Grund ihrer Existenz seyn. Die Physik hat es ja längst ermittelt und erwiesen, daß das Andringen des Wassers in der Nähe des Äquators einen Wasserberg bildet, gegen welchen die höchsten Berge der Erde wie Zwerge gegen einen Riesen sich verhalten, und wo ein solches Andringen ist, denken wir, kann oder muß vielmehr wieder ein Abströmen seyn, es mag sich nun das Verhältniß des Gleichgewichts auf diese oder jene Weise herstellen. 28.